



VITTORIO KLOSTERMANN  
FRANKFURT AM MAIN

---

Review: Programmatishes zur Naturphilosophie. Ein kritischer Literaturbericht

Author(s): Gregor Schiemann

Review by: Gregor Schiemann

Source: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, Bd. 58, H. 3 (Jul. - Sep., 2004), pp. 447-456

Published by: [Vittorio Klostermann GmbH](#)

Stable URL: <http://www.jstor.org/stable/20485232>

Accessed: 10-11-2015 12:58 UTC

---

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <http://www.jstor.org/page/info/about/policies/terms.jsp>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact [support@jstor.org](mailto:support@jstor.org).



Vittorio Klostermann GmbH is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Zeitschrift für philosophische Forschung*.

<http://www.jstor.org>

## BERICHTE

*Gregor Schiemann, Tübingen*

Programmatisches zur Naturphilosophie. Ein kritischer Literaturbericht

**Gernot Böhme:** *Die Natur vor uns. Naturphilosophie in pragmatischer Hinsicht*, 305 S., Die Graue Edition, Kusterdingen 2002.

**Michael Drieschner:** *Moderne Naturphilosophie. Eine Einführung*, 260 S., Mentis, Paderborn 2002.

**Michael Esfeld:** *Einführung in die Naturphilosophie*, 154 S., Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2002.

**Thomas S. Hoffmann:** *Philosophische Physiologie. Eine Systematik des Begriffs der Natur im Spiegel der Geschichte der Philosophie*, 621 S., Frommann-Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 2003.

**Renate Huber:** *Natur-Erkenntnis. Band 1. Naturphilosophie von der Antike bis Descartes*, 287 S., Mentis, Paderborn 2002.

**Kristian Köchy:** *Perspektiven des Organischen. Biophilosophie zwischen Natur- und Wissenschaftsphilosophie*, 656 S., Schöningh, Paderborn 2003.

**Hans-Dieter Mutschler:** *Grundkurs Philosophie: Naturphilosophie*, 205 S., Kohlhammer, Stuttgart 2002.

Die naturwissenschaftlich-technische Erforschung der Welt stellt seit dem Beginn der Neuzeit die größte Herausforderung für die Naturphilosophie dar. In begrifflicher Hinsicht stützt das experimentelle Verfahren der Naturwissenschaften ein Weltverständnis, das Natur als eingegrenzten Wirklichkeitsbereich und damit überhaupt in Frage stellt. Kein Zustand oder Ereignis ist dem methodischen Zugriff der Naturwissenschaften im Prinzip mehr entzogen. Diese allumfassende, wenn auch nicht notwendig ausschließlich geltende Erkenntnisweise hat ihre eigentliche naturphilosophische Sprengkraft aber erst im letzten Jahrhundert entwickelt. In diesem Zeitraum hat die Physik neue Dimensionen des Verständnisses für die Bereiche des ganz Großen und ganz Kleinen erschlossen sowie eine Revision der Grundbegriffe zur Erfassung der physischen Welt erzwungen. Die traditionellen Grenzen der naturwissenschaftlichen Beschreib- und Manipulierbarkeit des menschlichen Denkens und Handelns sind seit etwa der Mitte des vergangenen Jahrhunderts von den Kognitionswissenschaften nachhaltig erschüttert worden. In den letzten Jahrzehnten haben die Fortschritte der Gentechnologie offengelegt, welche tiefgreifenden Auswirkungen auf das menschliche Selbst- bzw. Naturverständnis schon beschränkte technische Eingriffe in die körperlichen Lebensgrundlagen haben. Die durch die Naturwissen-

Zeitschrift für philosophische Forschung, Band 58 (2004), 3

schaften ermöglichten Umweltveränderungen – um nur noch einen weiteren naturphilosophischen Brennpunkt exemplarisch zu nennen – haben sich als eine vom Menschen zu verantwortende Bedrohung der naturalen Existenzbedingungen herausgestellt, der man vermutlich nur durch gesellschaftliche Steuerungsmaßnahmen, für die jedes historische Vorbild fehlt, wird begegnen können.

Die jüngst erschienenen programmatischen Beiträge zur Naturphilosophie lassen sich als Zeugnisse für eine Zuspitzung der charakteristischen Grundkonstellation dieser Disziplin zu den Naturwissenschaften lesen. Als gemeinsamer wie allerdings auch gegensätzlich bewerteter Bezug sind in allen Arbeiten die naturwissenschaftliche Erkenntnis und ihre technische Anwendung präsent. Das ausgewählte Spektrum der in den vorliegenden Texten vertretenen Positionen reicht von einer weitgehenden Restriktion der Aufgaben der Naturphilosophie auf eine Interpretation von naturwissenschaftlichen Theorien über Vermittlungsversuche zwischen den als unabhängig voneinander angenommenen Wissensformen der beiden Disziplinen bis zur Annahme ihrer Inkommensurabilität. Naturphilosophie wird teils als spezielle Richtung der theoretischen Philosophie verstanden, teils werden praktische Fragen aufgenommen, teils rücken ästhetische Erfahrungen von Natur ins Zentrum. Nicht nur diese Vielfalt der Positionen, sondern auch die beeindruckende Anzahl von divergierenden Auffassungen, auf die die meisten Bücher zur Abgrenzung oder Formulierung ihres eigenen Standpunktes referieren, kann als Ausdruck einer verschärften naturphilosophischen Auseinandersetzung um die Aufgabenbestimmung der eigenen Disziplin gelten.

Michael Esfelds *Einführung in die Naturphilosophie* gehört wie die Bücher von Michael Drieschner und Renate Huber zu den an der naturwissenschaftlichen, genauer gesagt physikalischen Erkenntnis orientierten Arbeiten. Esfeld nennt die in den hier besprochenen Neuerscheinungen mehr oder weniger geteilte Minimaldefinition von Naturphilosophie als die „Frage danach, was die Natur ist“ (7). Einen „argumentativ nachvollziehbare[n] Weg, Erkenntnis von der Natur zu gewinnen“, würden dabei allein die Naturwissenschaften bieten (138 f.). Mit Prägnanz finden sich unter dieser Vorgabe theoretische Problemstellungen bündig formuliert, übersichtlich präsentiert und plausibel ausgewählt. Näher bestimmt sei Naturphilosophie Ontologie der Natur, die der Wissenschaftstheorie und der Philosophie der Technik benachbart sei. Esfeld zeigt, in welchem Maß klassische ontologische Aussagen durch die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft modifiziert werden mußten. Im Hinblick auf die wissenschaftliche Erfahrung stellt er zu Recht die Naturbegriffe von Aristoteles und Descartes als „die beiden wichtigsten Sichtweisen der Natur in der Philosophiegeschichte“ (16) heraus. Während er sich der neuzeitlichen Aufhebung von Aristoteles' Trennung von physis und techne anschließt, bleibt Esfeld dem cartesianischen Gegensatz von Ausdehnung und Denken in gewisser Weise verbunden. Zu den Grenzen der Naturwissenschaft zählt er nämlich ihr Unvermögen, das „Verständnis von uns selbst als denkende [...] und handelnde [...] Personen“ (132) zu erfassen.

Auf diese Reichweitenbeschränkung führt er zurück, daß die Natur keine moralischen Rechte habe und Naturphilosophie „in erster Linie ein Teil der theoretischen Philosophie“ (139 f.) sei.

Daß der inhaltliche Schwerpunkt seiner Einführung auf der Philosophie der Physik liegt, erklärt Esfeld mit dem universellen Charakter dieser Disziplin, deren Theorien als einzige „alle Systeme in der Natur“ (100) einbegreifen würden. Alles „naturwissenschaftlich Erfassbare [sei] supervenient bezüglich [...] der grundlegenden physikalischen Ebene“ (103 f.). Die Darstellung der Philosophie der Physik geht im wesentlichen in der Diskussion der Grundbegriffe von Raum, Zeit und Materie einerseits sowie der Philosophie der Quantenphysik (Quantenmechanik und etwas Quantenfeldtheorie) andererseits auf. Erstere setzt treffend die klassischen Bestimmungen von Newton, Leibniz, Descartes und Spinoza mit denen der Relativitätstheorie ins Verhältnis; letztere bildet den Ausgangspunkt für die Begründung einer Naturphilosophie der Relationen, die nicht zuletzt die Probleme der traditionellen naturphilosophischen und heute noch alltäglichen Betrachtung der Welt als Ansammlung unabhängiger Einzel Dinge mit intrinsischen Eigenschaften zu lösen beansprucht. Die Quantenphysik gestatte eine Weltbeschreibung, die nur durch Zustandsverschränkungen korrelierte Systeme verwende. Obwohl sich sein Begriff der Naturphilosophie von der Wissenschaftstheorie abgrenzt, räumt Esfeld formalen Aspekten der naturwissenschaftlichen Theoriebildung einigen Platz ein (Naturgesetze, Kausalität, Emergenz, Reduktion, Supervenienz). Demgegenüber nimmt sich das Kapitel über die Biologie (Theorien der Evolution und des Mentalen) eher schmal aus. Die unerschöpfliche Vielfalt der naturphilosophischen Gegenstände (z. B. nicht physikalische Theorien und Objekte der Naturwissenschaften, Naturerleben, Naturästhetik, Naturethik), zu deren theoretisch-methodischer Pluralität sich Esfeld durchaus bekennt (109 f.), wird von einer Naturphilosophie, die sich auf Grundlegendes konzentriert, nicht erreicht.

Vergleichbar auf die experimentelle Erkenntnis ausgerichtet ist das unter dem Titel *Moderne Naturphilosophie. Eine Einführung* überarbeitete und erweiterte Buch von Michael Drieschner (vorheriger Titel: *Einführung in die Naturphilosophie*, 1981). Die thematische Eingrenzung signalisiert der Titel jetzt durch das Adjektiv „modern“ und den Verzicht auf den bestimmten Artikel. Dem gewachsenen wissenschaftsphilosophischen Interesse an den Lebenswissenschaften kommen die neuen Kapitel zu Leben, Geist und Wirklichkeit entgegen. Damit deckt Drieschners Einführung thematisch etwas mehr als die von Esfeld und etwas weniger als die ähnlich orientierte, schon etwas ältere Einführung *Grundprobleme der modernen Naturphilosophie* (1996) von Andreas Bartels ab, die die bei den beiden Neuerscheinungen nahezu vollständig fehlenden Themen Chaos und Umwelt jeweils in gesonderten Kapiteln behandelt.

Als wesentlich theoretische Philosophie der modernen Naturwissenschaft grenzt Drieschner die Naturphilosophie außer von der Wissenschaftstheorie auch von einer „historisch und soziologisch orientierte[n] Betrachtung der Wis-

senschaft“ (12) ab – eine Einschränkung, die viel von ihrer einstigen Plausibilität verloren hat. Drieschner steht in der von C. F. v. Weizsäcker geförderten Tradition einer kantischen Auffassung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Seine Naturphilosophie fragt nach den apriorischen Bedingungen der Möglichkeit von Naturerfahrung, sucht die naturtheoretischen Grundbegriffe zu klären, sympathisiert mit dem Ideal einer Reduktion „alle[r] naturgesetzliche[n] Beschreibung der Wirklichkeit“ auf eine „Grand Unified Theory“ (13) und beansprucht, die Konsequenzen der Naturerkenntnis für das Wirklichkeitsverständnis zu erörtern. Von den diskutierten naturwissenschaftlichen Theorien stehen Relativitätstheorie, Quantenmechanik und Evolutionstheorie im Mittelpunkt. Drieschners Darstellung, die stärker als die von Esfeld auf philosophisch relevante fachwissenschaftliche Einzelfragen eingeht, ist kompetent, erfrischend engagiert und ebenso gut verständlich wie materialreich.

Auch Drieschner setzt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis Grenzen, indem er in ihr „[w]eder das Jetzt noch das Ich [...] fundamental“ (160) vorkommen läßt. Doch das bilde „kein[en] Einwand gegen die Möglichkeit einer naturwissenschaftlichen Beschreibung des menschlichen ‚Geistes‘“ (ebd.). Diese Möglichkeit sieht Drieschner mit der denkbaren, wenn auch wahrscheinlich nicht realisierbaren Simulation von menschlichem Verhalten und Denken durch Roboter gegeben. Die naturwissenschaftliche Weltbeschreibung sei nur eine unter vielen möglichen „Zugangsweisen zur Wirklichkeit“ (179), die zusammen genommen kein „einheitliches Bild“ (184) ergäben, aber insofern zur Einheit kommen würden, als daß ein individuelles Bewußtsein sie als eigene denken könne (186). Die in wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Hinsicht produktive Annahme der Eigenständigkeit von Zugangsweisen findet bei Drieschner äußerst positive Bewertung. Ausgeblendet bleiben dabei indes die Folgen der naturwissenschaftlichen Objektivierung für das menschliche Selbstverständnis. Wird z. B. die Unmittelbarkeit des Gefühls der Liebe (vgl. 180) wirklich noch Bestand haben, wenn die Individuen über die Physiologie ihrer Emotionen erst einmal gründlich aufgeklärt sein werden? Um die Bedingungen der Unabhängigkeit der verschiedenen Zugangsweisen zu diskutieren, müßte man auf die mit ihnen verknüpften differenten Erfahrungskontexte eingehen. Außerdem läßt sich die von Drieschner behauptete subjektive Verfügbarkeit der Zugangsweisen bezweifeln, da sie auch (von ihm ja nicht behandelten) soziokulturellen Einflußfaktoren ausgesetzt ist.

Während Esfeld und Drieschner die naturphilosophischen Erträge der „modernen“ Naturwissenschaften thematisieren, deren heutige Grundlagen bemerkenswerterweise immer noch aus dem 19. (Evolutionstheorie) und dem frühen 20. (Relativitätstheorie und Quantenmechanik) Jahrhundert stammen, bietet Renate Hubers *Natur-Erkenntnis. Band 1. Naturphilosophie von der Antike bis Descartes* eine Übersicht über die Anfänge der europäischen Naturphilosophie. Vorwort, Einführung sowie Auswahl der besprochenen Autoren und Texte machen deutlich, daß Huber den Begriff der Naturphilosophie teilweise umstands-

los mit dem der Philosophie der Physik gleichsetzt. Der Band richtet sich vor allem an „Studierende der Theoretischen Physik“, „der Physik-Didaktik“ und „der Theoretischen Philosophie mit Interesse an den Erkenntnisbedingungen und Methodenidealen der exakten Wissenschaften“ (9) und deckt einen Bereich ab, der durch die diversen schon verfügbaren Geschichten der Naturphilosophie bzw. der Physik erst partiell erfaßt ist. Hubers Ansatz folgt, ohne daß sie sich darauf beziehen würde, der von Pierre Duhem und Ernst Mach vertretenen Auffassung, daß sich ein „tieferes Verständnis der physikalischen Theorien [...] gewinnen [läßt], wenn die systematischen Fragen in ihrer historischen Entwicklung verfolgt werden“ (15). Naturerkenntnis wurzle nicht nur in empirisch und logisch beweisbaren Sätzen, sondern auch in „epistemologischen, ontologischen und methodologischen Vorannahmen“ (11). Die Genese von Theorien sei nur verständlich, wenn man die kontextabhängigen Erkenntnisbedingungen und die theorieübergreifenden metaphysischen Elemente berücksichtige. Diese Thesen sind in der Naturphilosophie kaum noch umstritten. Die Meinungen gehen eher darüber auseinander, in welchem Ausmaß nicht empirisch beweisbare Sätze die naturwissenschaftliche Erkenntnis beeinflussen haben. Ist die Geschichte der naturwissenschaftlichen Erkenntnis auch die Geschichte ihrer sukzessiven Entmetaphysierung? Ist ein Teil der naturwissenschaftlichen Metaphysik mit der Überwindung des antiken Weltbildes gleichsam ersatzlos in die Naturphilosophie, wo sie immer schon eine Heimstätte hatte, abgewandert?

Nach einer systematischen Einführung in die genannten Voraussetzungen der empirischen Naturerkenntnis stellt Huber die für eine auf die physikalische Erkenntnis fokussierte Geschichte der Naturphilosophie bedeutendsten Autoren vor: aus der Antike die wichtigen Vorsokratiker, Platon und Aristoteles, in knappem Durchgang einige mittelalterliche Denker und in exemplarischer Auswahl den herausragenden Personenkreis der beginnenden Neuzeit (vor allem Bacon, Kepler, Galilei und Descartes). Im einprägsamen Vorlesungsstil ist die anregende Darstellung pointiert, aber nicht frei von bedenklichen Vereinfachungen, die auch in die Generalthese eingehen. Nach dieser ist die „aristotelische Naturphilosophie [...] – obwohl falsch – ein in sich schlüssiges und abgeschlossenes Weltbild“, das von den nachfolgenden Naturphilosophen „nur ganz oder gar nicht“ (98 f.) zum Einsturz gebracht werden konnte. Dem wäre zu entgegen, daß andere Lesarten die inneren Widersprüche und die Unabgeschlossenheit der aristotelischen Naturphilosophie ernster nehmen. Auch kann man die behaupteten Unrichtigkeiten, wie die „Fallgesetze“ (120), bezweifeln, insofern Aristoteles keine „Gesetze“ der Natur kannte und seine lebensweltnahe Beschreibung der Bewegungen von schweren Körpern als phänomenadäquat gilt.

In der Hauptsache ist Huber jedoch zuzustimmen: Trotz der erheblichen (von Huber kaum erwähnten) mittelalterlichen Umbildungen der aristotelischen Lehre bildete diese den Gegenpol zur neuzeitlichen Wissenschaft, die mit den Naturphilosophien von Galilei und Descartes zwei paradigmatische Begründungen erhalten hat. Mit der einseitigen Orientierung an Fragen der physikalischen

Naturerkenntnis treten bei Huber allerdings die Transformationen im Geflecht der Kontrastbegriffe der Natur – etwa der aristotelischen *techné*, dem christlichen Schöpfer und dem cartesischen Denken – in den Hintergrund.

Naturbegriffe stellen immer noch die beste Orientierungsinstanz in dem ohne sie historisch und systematisch kaum überschaubaren Dschungel der Naturdiskurse dar. Durch seinen Totalitätsanspruch unterscheidet sich der materialistische Naturbegriff, der am ehesten der (Rest-)Metaphysik der heutigen Naturwissenschaften entspricht, von den meisten anderen Naturbegriffen, die Natur einem Bereich des Nichtnatürlichen – des Bebauten, Künstlichen, Kulturellen, Geistigen, Göttlichen usw. – entgegensetzen. Die jeweilige Festlegung der Grenze von Natur und Nichtnatur hat nicht nur terminologische Wichtigkeit. Sie kennzeichnet auch zugehörige naturphilosophische Positionen und ist hilfreich für deren Klassifikation. An dieser Einsicht setzt Hans-Dieter Mutschler informativer *Grundkurs Philosophie: Naturphilosophie*, an. Von den Neuerscheinungen bietet er die umfassendste Übersicht über den gegenwärtigen Forschungsstand.

Mutschler gehört zu den Naturphilosophen, die zum Gegenstandsbereich ihrer Disziplin außer den wissenschaftlichen auch nichtwissenschaftliche Zugänge zur Natur und außer den theoretischen Fragen der Naturerkenntnis auch die praktischen Fragen der Naturethik rechnen. Sich selbst bereits positionierend, heißt es bei ihm: „Naturphilosophie‘ kann [...] definiert werden [...] als die [...] Vermittlung von Theorie und Praxis auf der Ebene von Wissenschaft und Lebenswelt, wobei letztere den Primat hat“ (17). Den von postmodernen Aufhebungen des Naturbegriffes umgebenen „Möglichkeitsraum“ (18) von naturphilosophischen Positionen gliedert Mutschler durch zwei Grundunterscheidungen: Die erste differenziert die Extension der positionstypischen Naturbegriffe danach, ob sie die „Totalität des Existierenden“ oder nur „eine[n] regional bestimmbaren Bereich [...]“ erfassen, und die zweite fragt, ob die Begriffe als „bloßes Korrelat der Naturwissenschaft [...]“ oder [...] als eine pluralistisch zu erfassende [...] Größe“ (18 f.) gedacht werden. Die kombinatorisch möglichen vier Positionen werden kritisch in der Absicht besprochen, daß nur einer – der „regionale[n], aber pluralistisch bestimmte[n]“ (53 ff.) Naturauffassung – der Vorzug zu geben sei. Dieser mit Aristoteles, Kant und Putnam begründete Standpunkt fächert sich in drei Perspektiven auf: der Natur als Korrelat des Theoretischen, des Technisch-Praktischen und des Ethisch-Praktischen (89 ff.).

In seinem Durchgang durch die vielfältigen mit diesen Thematisierungsweisen verbundenen Naturverständnisse sucht Mutschler die Beschränkungen der theoretischen, d. h. vor allem der physikalistischen, den Stärken der praktischen Thematisierungen gegenüberzustellen. Im Unterschied zu den an der Physik orientierten Theorien würden die praktischen Konzeptionen auf lebensweltrelevante Eigenschaftszuschreibungen führen. Im technisch-praktischen Umgang erscheine die Natur „in teleologischer Beleuchtung“ (117), im ethisch-praktischen stelle sie sich als „intrinsisch-wertbehaftete“ (168 ff.) dar. Die Pluralität der

Naturverständnisse geht allerdings weiter als von Mutschler ausgeführt. In den angesprochenen praktischen Kontexten sind die von ihm favorisierten Naturbestimmungen weder zwingend, noch sind gegensätzliche Charakterisierungen ausgeschlossen. Natürliche Systeme können etwa in der Bionik auch als rein wirkkausale Objekte angesehen werden. Natur verliert in der Moderne zunehmend ihre ehemals eindeutige Typik und läßt sich, wenn nicht die gesamte Wirklichkeit unter sie subsumiert wird, am ehesten noch extensional eingrenzen.

Wie sich eine nur bedingt zu vereinheitlichende Pluralität von intensionalen Bestimmungen in einem Gegenstandsbereich entfaltet und mit der Methodologie der zugehörigen Erfahrungswissenschaft zusammenstimmt, zeigt Kristian Köchy weit ausholende Arbeit *Perspektiven des Organischen. Biophilosophie zwischen Natur- und Wissenschaftsphilosophie*. Köchy geht es um die Begründung einer neuen Synthese von dem „Wissen von Welt“ und dem „Wissen vom Wissen“ am Beispiel des Lebendigen und der es untersuchenden Lebenswissenschaften (134 f.). Das „Wissen von Welt“ sieht er in Form von ontologischen Bestimmungen des Organischen vorliegen, die er der Geschichte der Naturphilosophie entnimmt. Der historische Durchgang ergibt einen Katalog von Kategorien (Ganzheit, Individuum, Zweckmäßigkeit, Zentralität, Wechselwirkung, Hierarchie, Prozeß, Spontaneität, Evolution, Reproduktion, Freiheit), die jeweils nur einzelne Aspekte des Organischen in subjektiven Sichtweisen herausgreifen, aber in ihrer Gesamtheit eine von den Naturwissenschaften unabhängige Objektivität beanspruchen (156). Das „Wissen vom Wissen“ sei als Methodologie der Lebenswissenschaften gegeben und lasse sich in Form eines konzentrischen Kreismodells darstellen: In der Mitte stehen die vortheoretischen Grundsatzentscheidungen (metaphysische Überzeugungen, epistemologische Annahmen, methodologische Prinzipien usw.), um die sich als nächstes die „formal-explanativen“ Elemente (Theorien und ihre Bestandteile) und in größerem Abstand die „anschaulich-explanativen“ Elemente (Modelle, bildhafte Darstellungen, Simulationen usw.) der Methodologie legen. Nach außen hin schließt die „praktisch-instrumentelle Sphäre“ (Experimente, Anwendungen usw.) das Kreismodell ab.

Für die historische Entwicklung beider Wissensformen geht Köchy von einer „Aufwertung des epistemologischen Status der Praxis“ (167) gegenüber der herkömmlichen Schwerpunktsetzung auf die theoretische Naturerkenntnis aus. Seine Synthese von naturphilosophischem und dem aus den Erfahrungswissenschaften gewonnenen Wissen weist zum einen zahlreiche positive Beziehungen zwischen den Kategorien und neueren experimentellen Erkenntnissen nach. Die Kategorien bewähren sich damit als Bestandteile eines wissenschaftlich ernstzunehmenden Phänomenbestandes. Zum anderen zeigt sie, daß die Spezifik der lebenswissenschaftlichen Methodologie den Kategorien genügt. Für letzteres bietet die „praktisch-instrumentelle Sphäre“ ein schönes Beispiel: Die idealtypischen Prinzipien des experimentellen Vorgehens erfahren in den Lebenswissenschaften „Abstriche [...], Modifikationen oder Neuformulierungen“, die „in en-



ger Beziehung zu dem Merkmalskatalog der Kategorien des Organischen“ (533) stehen.

Das Ausmaß, in dem Köchy die Synthese zwischen den traditionellen Charakterisierungen und der aktuellen Erforschung des Lebendigen gelingt, demonstriert, wie weit diese davon entfernt ist, jene hinter sich zu lassen. Es wäre allerdings verfehlt, wollte man hieraus auf eine gesicherte Harmonie zwischen historischem und systematischem Wissen schließen. Schon jetzt besteht zwischen Naturphilosophie und Wissenschaftsphilosophie nicht das von Köchy geforderte „gleichwertige [...] und wechselseitig befruchtende [...] Verhältnis“ (158). Naturphilosophie ist, überspitzt formuliert, akademisch entweder zur Wissenschaftsphilosophie mutiert oder sie fristet ein noch schlimmeres Schattendasein. Die naturphilosophischen Eigenschaften des Organischen mögen mit dem biologischen Erfahrungswissen und seiner metawissenschaftlichen Analyse korrespondieren, aber es bleibt eine offene Frage, in welcher Weise diesen Beziehungen Notwendigkeit zukommt. Als labormäßig hergestellte Gegenstände würden die organischen Phänomene verlieren können, was ihnen heute noch an naturphilosophischen Gehalten eigen ist.

Suchen Mutschler und Köchy zwischen den naturphilosophischen und naturwissenschaftlich legitimierten Aussagen zu vermitteln, geht Thomas S. Hoffmanns beeindruckend gelehrte Studie *Philosophische Physiologie. Eine Systematik des Begriffs der Natur im Spiegel der Geschichte der Philosophie* im Gegensatz dazu von ihrer Inkommensurabilität aus. Bei Hoffmann hat es die Naturphilosophie nicht unbedingt mit Erkenntnis zu tun. Naturphilosophie frage nach „Natur als einer Gesamtdimension, die zunächst nicht oder nicht nur im Bereich von Erkennen wurzelt; sie denkt sie als das durch den ersten Anfang der Philosophie gerade auch Exkludierte“ (12). Demgegenüber würden die Naturwissenschaften die „Natur als erkennbar“ (ebd.) ansehen und „der Welt des Menschen, nicht der Natur“ (553) angehören. Die sich ihnen systematisch entziehende Natur sei ein irreduzibles Scheinen „am Rand“ und „in den inneren Brüchen der Welt als dem Ort des Menschen“ (233). Den Referenzpunkt solcher Naturbestimmung bildet ein absolut gesetzter Begriff des Geistes, dem gegenüber Natur „nicht in sich selbst gegründet“ sei und „überhaupt der Hinsicht des unbedingten Grundes“ (69) ermangele. Natur sei nicht mehr als eine „Mitursache“, Naturphilosophie folglich die „Lehre von Natur als ‚synätiologischer Mitte‘“ (69). Gleichwohl komme der Natur eine „Eigendimensionalität“ (60) zu, deren Merkmale Hoffmann im mittleren Teil seines Buches in Anlehnung an Aristoteles', Schellings und Hegels Naturphilosophien gewinnt. Im Gegensatz zur offenen Vielfalt der naturphilosophischen Kennzeichnungen, auf die Köchy in seinem historischen Durchgang stößt, beansprucht Hoffmann, einen „philosophische[n] Begriff der Natur als allgemeine[n] Titel der genuinen Ordnung dieser Sphäre“ (42) zu entwickeln. Man mag skeptisch sein, ob dieser Geltungsanspruch unter den Bedingungen der modernen Wahrheitsrelativierung einlösbar ist.

Eine Reflexion auf die unhintergehbare Kontextabhängigkeit auch eines

eigenständigen philosophischen Denkens hätte die Glaubwürdigkeit der praktischen und ästhetischen Relevanzen, die sich aus den akribischen Begriffsanalysen ergeben, ebenfalls erhöht. Auf sie geht der letzte Teil mit nicht unumstrittenen Bestimmungen zum Leib, zum Naturrecht, zur Naturreligion, zum Naturschönen und zu den Naturwissenschaften ein. Hoffmann glaubt etwa, daß die Natur des Menschen „der Sitz des eigentlich Bösen“ (501) sein könne, entwickelt „konkrete [...] Inhalte des Naturrechts“, zu denen er „eine ‚Pflicht, Eigentum zu erwerben‘“ und „die Pflicht zur Erhaltung der Ehre“ (519 f.) rechnet, oder sieht das „*Naturhäßliche* [...] immer nur im Zusammenhang des *Toten*“ (547). Man könnte über diese Bestimmungen besser streiten, würden sie sich nicht in ihrer nichtreflexiven Geltung dem Diskurs entziehen.

Nicht die Kontinuität einer bis in unsere Zeit vermeintlich gültigen Geschichte der Naturphilosophie, sondern der für die Gegenwart kennzeichnende Bruch mit den vormodernen Naturbestimmungen steht im Zentrum von Gerhart Böhmes *Die Natur vor uns. Naturphilosophie in pragmatischer Hinsicht*. Bei Böhme ist nicht von den theoretischen Errungenschaften die Rede, über die man sich bei Esfeld und Drieschner unterrichten kann. Böhme gehört zu den Pionieren einer im Zeichen der ökologischen Krise stehenden praktischen und ästhetischen Neubegründung der Naturphilosophie. Seine historische These lautet, daß Natur ihre jahrtausendalte „Rolle eines verlässlichen Grundes“ (89) für das Selbstverständnis des Menschen bereits verloren habe. Traditionell habe Natur als das Gegebene eine handlungsleitende verlässliche Ordnung bedeutet (ebd.). In der Moderne sei diese Natur so weitgehend in die Verfügungsgewalt des Menschen geraten, daß sie von ihm nicht mehr als maßgeblich akzeptiert werde (90 f.). Die menschlichen Naturveränderungen haben Böhme zufolge keine nennenswerten positiven, sondern verheerende Auswirkungen: Umweltkatastrophen (47, 221, 261), Naturzerstörungen (47, 193 ff.), eine größere Abhängigkeit des Menschen von der Natur (176, 187), eine dem „Verständnis von Menschenwürde widerstreiten[de]“ „Auflösung der menschlichen Natur“ (97) durch Pharmakologie, Reproduktions- und Transplantationsmedizin sowie Gentechnologie – um nur einige Stichworte des bedrohlichen Szenarios anzuführen. Das moderne Selbstverständnis vollziehe sich durch Absetzung von der eigenen Natur (88), wobei die Tatsache verdrängt werde, „daß der Mensch zur Natur gehört bzw. selbst Natur ist“ (47). In diesem „Wegsehen vom Menschen“ erkennt Böhme den „Dreh- und Angelpunkt des Umweltproblems“ (ebd.), das für ihn das zentrale Problem unserer Zeit darstellt (173 f., 181 f.).

Unter den Bedingungen der bereits irreversiblen, aber auch gesellschaftlich steuerbaren Naturveränderungen fordert Böhme nun die „Herstellung [...] eines Naturzustandes, [...] der in absehbarer Zukunft ein menschenwürdiges Dasein“ (10) ermöglichen soll. Als theoretische Grundlage entwirft er eine „kritische Theorie der Natur“ (29 ff.), deren Begriffsbildung „das Gegebene [...] als Gemachtes“ (33) konzipiert. Dieses Programm beabsichtigt, die Naturveränderungen in vernünftige Bahnen zu lenken und zugleich durch gesellschaftliche Überein-

kunft zu begrenzen. Das dabei als Natur Anerkannte gilt als Unverfügbares, weil es durch Konvention als eigene Welt gesetzt ist oder sich dem menschlichen Zugriff prinzipiell entzieht.

Eine kritische Theorie der Natur hat nach Böhme strikt zwischen dem Leib und der Natur, die der Mensch nicht selbst ist, zu unterscheiden – eine Differenz, die auch den Inhalt des Buches gliedert. Leiberfahrung sei als Selbsterfahrung „eine *andere* Erkenntnisweise der Natur [...], als sie in der neuzeitlichen Naturwissenschaft praktiziert wird“ (280). Die angestrebte Integration von „der Natur vor uns“ ins menschliche Selbstverständnis bedeutet für die leibliche Natur im wesentlichen eine Einübung des leiblichen Spürens (23 f., 227 f.), die durch Kunst und Ethik gefördert werden kann. Für die äußere Natur gibt Böhme Beispiele der Anwendung seiner ökologischen Naturästhetik (in Bezug auf Bäume, Blumen, Tiere und Landschaften) und der humanen Gestaltung von zerstörter Natur (z. B. Projekt „Industrielles Gartenreich“ bei Dessau, 193 ff.). In dem Maß, in dem Böhme in seinen Fallschilderungen auf Selbsterfahrungen und gelungene Herstellungen von Natur rekurriert, zeigt das Buch, daß die gegenwärtigen menschlichen Naturverhältnisse außer den destruktiven Potenzen auch die positiven der Kritik fördern.

Alle Autoren der neuerschienenen Werke tragen engagiert ein eigenes Konzept vom Begriff der Naturphilosophie vor, deren Spezifik indes nicht bei allen in die Titel ihrer Bücher eingeht. Die diversen Programmatiken verbinden sich im unterschiedlich deutlich vorgetragenen Bemühen, an einem qualifizierten Naturbegriff festzuhalten. In der begrüßenswert regen Debatte, die sich in den Publikationen reflektiert, finden sich viele wechselseitige Bezugnahmen, die für einen weiteren Diskurs zur erforderlichen Neuorientierung der Disziplin im Zeichen ihrer Herausforderung durch die Naturwissenschaften fruchtbare Ansatzpunkte bilden.